

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 341.

Dienstag, 22. Dezember

1931.

Das Spiel mit dem Feuer.

Roman von HORST BODEMER.

(1. Fortsetzung.)

Über Magdeburg ging der Flug nach Berlin. Lutz Helmboldt sah in seiner Ede mit finsternem Gesicht. Immer wieder mußte er an die Zigeunerin denken. Große Enttäuschung! Man wird versuchen... Ja, was wird man versuchen? ... Vom Tempelhofer Flugplatz fuhr er in einer Kraftdroschke nach Hause. Er wohnte mit seiner Mutter auf der stillen Regensburger Straße im Westen, in der Nähe des Viktoria-Luise-Platzes.

„Endlich, Lutz!“

Dem gingen die Nerven durch.

„Ja, was ist denn eigentlich los? Warum telegraphierst du nicht ausführlicher?“

„Ich war ganz fassungslos! Denke nur, unser guter, alter Kofen, er hört doch neuerdings schwer, ist, als er die Straßenbahn verließ, von einem Kraftwagen angefahren worden. Gar nicht derb, der Lenker hat gleich gebremst. Der Schmutzflügel hat ihn umgerissen, er ist gegen die Bordschwelle gefallen, den linken Arm hat er gebrochen und zwei Rippen. Knochensplinter sind in die Lunge gedrungen. Er ist so schwach, der Arzt meint, er wird sterben. Er fühlt das auch. Will dich dringend sprechen. Dies Warten auf dich treibt das Fieber immer wieder hoch!“

„Dann schnell zu ihm! Kommst du mit?“

„Ja, er wünscht das!“

Während sich die Mutter fertig machte, ging Lutz Helmboldt erregt im Zimmer auf und ab. Also das war die Enttäuschung! Eine gründliche! Und was würde man versuchen?

Auf dem Viktoria-Luise-Platz setzten sie sich in eine Kraftdroschke und fuhren nach der Köthener Straße am Potsdamer Bahnhof. Dort bewohnte der Prokurist Kofen zwei Zimmer und Küche. Unter Lutz Großvater war er in das Geschäft eingetreten, hatte den Aufstieg der Fabrik im Osten Berlins miterlebt, miterkämpft. Und in schlimmen Zeiten durch seine Ruhe und Umsicht den Zusammenbruch nach dem Kriege mitverhindert. Nach menschlichem Ermessen war man über den Berg.

Lutz fuhr seine Mutter an:

„Warum hat man ihn nicht in ein Krankenhaus gebracht?“

„Er wollte nicht. Alle Leute werden eigensinnig. Ein Krankenschwester ist da! ...“

Das kleine Männchen lag bleich und verfallen in seinem schmalen Bett. Die spärlichen, halblangen weißen Haare hatte ihm die Schwester glatt gebürstet. Er mühte sich ein Lächeln auf die Lippen, fiel in das vertrauliche „Du“ aus Lutz Kinderjahren.

„Bist du da! Gut, daß ich dich noch sprechen kann! ... Es geht zu Ende! ... Ich hätte gern noch ein paar Jahre gelebt! ... Bis du verheiratet gewesen wärest, Lutz! ... Ich hänge an dir, als wärest du mein Fleisch und Blut! ...“ Die Augen mußte er schließen, die Lippen zusammenkneifen, Schmerzen peinigten ihn. „Hör auf meinen Rat! Heirate bald, eine gesunde, kräftige Frau! Die Fabrik braucht zähe Nachkommen! Sonst wird sie von den großen gestressen oder zu Grunde gehen! ... Deutschland wird noch lange schwer ringen

müssen! ... Daubenthal behalt als zweiten Prokuristen! Er ist zuverlässig, aber es mangelt ihm an Schwung und Weitsicht! Dir auch! ... Den Bleidert habe ich mir herangezogen, der hat das Zeug in sich, dich zu vertreten, dich zu beraten! Den setze an meine Stelle. Daubenthal weiß es, daß es mein Wunsch ist, hat mir sein Einverständnis erklärt. ... Du siehst, was ich noch habe tun können für die Fabrik und für dich, habe ich getan! ... Lutz, lieber Lutz, heirate bald, heirate vernünftig!“

Die Schmerzen überwältigten den alten Mann. Röchelnd kam ihm der Atem aus der Kehle. Die Schwester drängte Mutter und Sohn aus dem Zimmer.

„Gehen Sie! Jetzt ist ihm leicht! Der Arzt meint, er könne nicht mehr über die nächste Nacht ... Sie können hier nicht helfen! Ihre Anwesenheit regt den Patienten nur auf ... Begeben Sie sich gleich in die Fabrik. Wenn ich das Herrn Kofen sagen kann, machen Sie ihm noch eine letzte Freude!“

Lutz zögerte. Aber die Mutter legte die Hand auf seine Schulter. Sagte dann auf der Straße:

„Fahre in die Fabrik. Ich werde oben im Nebenzimmer bleiben, dich durch den Fernsprecher anrufen, wenn Kofen nochmals nach dir verlangen sollte, aber ich glaube es nicht! ...“

Nein, es geschah nicht. Abends, zu Hause, sah er der Mutter mit gefurchter Stirn gegenüber. Er und heiraten! Eine gesunde, kräftige Frau. Darüber ließ er sich schon gar keine Vorschriften machen ... Man wird versuchen ... Wahrhaftig die Zigeunerin hatte recht! Er hätte sich ruhig die Handtasche mausen lassen sollen ... Wenn er versuchte, das Weib auf einem der Pferdewärkte wieder zu treffen? ... Niemand meinte es besser mit ihm als seine Mutter und Kofen. Aber mit dreißig Jahren war man doch aus jeglicher Vormundschaft herausgewachsen ...

Am nächsten Morgen rief die Schwester an. Kofen war vor einer Stunde verschieden, nachdem er die ganze Nacht bewußtlos, also schmerzlos, verbracht hatte.

Lutz Helmboldt kam jetzt erst die volle Erkenntnis, welche Fülle von Arbeit Kofen geleistet hatte. Die Fragen rissen nicht ab. Um jede Kleinigkeit holte man seinen Rat ein, zum guten Teil wohl, um dem jungen Herrn zu gefallen. Die Firma Ludwig Gerhard Helmboldt, Korbmöbelfabrik, hatte sich in der letzten Zeit ausgezeichnet entwickelt. Die Aufträge gingen weiter gut ein. Und trotzdem zeigte Lutz ein verbissenes Gesicht. Die Mutter fragte erst nicht. Ihr Sohn war empfindlich. Außerdem hatte sie durch Kofen immer erfahren, was sie wissen wollte. Nur von ihrem guten Recht machte sie Gebrauch. Denn sie war Witinhäberin. Eines Abends aber ließ Lutz so aufgeregt im Zimmer hin und her, daß sie es doch für richtig hielt, ihn zum Sprechen zu bringen.

„Irgend etwas ist nicht in Ordnung, ich merk dir das an!“ Er blieb stehen, tat sehr erstaunt.

„Alles läuft wie am Schnürchen! Der Umsatz hebt sich erfreulich. Manchmal lassen die Preise ja zu wünschen übrig, aber das ist heutzutage überall so!“

„Ja, warum dann die Unruhe in dir, mein Sohn? Irgend wo drückt dich der Schuh!“

Das Kinn fuhr Luz vor. Wahrhaftig, er hatte sich gehen lassen, lachte, schlug mit der Faust durch die Luft. Log. —

„Dieses Mal bist du auf dem Holzwege! Jagdsieber kribbelt nur in mir. Ein Hirsch ist in mein Revier eingewechselt, ein ganz kapitaler Kerl! Soll ich nun den Finger krumm machen oder bis zur Brunst warten? Aber wer kann wissen, ob er sich ein Rudel ausgerechnet in meinem Revier zusammentreibt? Das geht mir durch den Kopf — weiter nichts!“

War ganz stolz auf seine Schläue. Denn in den nächsten Tagen wollte er wieder losfahren. Gestern war Raumann mit dem reparierten Wagen zurückgekehrt.

Frau Helmboldts jähgraue Augen hatten Luz scharf beobachtet. Sie senkte ihr grau werdendes, blondes Haupt, sah auf ihre Hände. Sie kannte sich doch in ihrem Sohn aus. Irgend etwas hatte seine Nerven wieder einmal in heftige Schwingungen gebracht. Möglich, daß es ein Hirsch war, aber ebenso möglich, er hatte ihr etwas vorgeflunkert. Sie hielt es sogar für das wahrscheinlichere. Ja, wenn ein Mann von dreißig Jahren rumrennt, sonst keine Sorgen hat, da pflegt es sich meistens um ein Weib zu handeln. Und vor eine vollendete Tatsache wollte sich Frau Helmboldt nicht stellen lassen.

„Läßt du dir eigentlich Kostens letzte Worte durch den Kopf gehen?“

Die Hände stieß Luz in die Hosentaschen, stellte sich wie ein Junge breitbeinig vor seine Mutter und lachte hell auf.

„Ne! Wenigstens nicht, was er mir geraten hat in bezug auf meine Zukünfte. Das war nämlich nicht nötig! Weil ich mir das schon selbst gesagt habe. Summa summarum: ich brauch mal eine Frau von guter Gesundheit und viel Herz! Läuft mir eine mit diesen Eigenschaften über den Weg, werd ich dir's sagen. Vorläufig ist's noch nicht geschehen. Und wer auf die Suche geht, fällt totficher rein!“

„Du versprichst mir also, daß du mir's dann sagen wirst?“

„Ja, natürlich“, antwortete er leicht hin. . . . Unter den Briefeingängen am nächsten Morgen fand er den vor, auf den er mit Ungeduld gewartet hatte. Er kam von einem Geschäftsfreund aus Kassel.

„Pferdemarkt ist kommenden Mittwoch und Donnerstag in Frixlar, Handel und Prämiierung sind am Mittwoch, am Donnerstag ist großer Rummel und Verlosung. Hauptgewinn ein eleganter Zweispänner.“

Sofort ließ er Raumann in sein Arbeitszimmer kommen.

„Sind Sie zufrieden mit Ihrer Stellung?“

„Ja, Herr Helmboldt!“

„Können Sie den Mund halten?“

„Unbedingt!“

„Gut! Am Dienstagfrüh fahren wir nach Mitteldeutschland.“

Als sein Vater wieder gegangen war, klopfte er mit einem Bleistift aufgeregt auf die Schreibtischplatte. Ob er die Zigeunerin wieder erkannte? Wie hatte sie nur geheißen? Martha nicht, aber so ähnlich. Kalta? Nein, auch nicht! Vielleicht kam er noch drauf. Die „Enttäuschung“ war eingetroffen, nicht ganz stimmte es, aber doch nur annähernd. Daß ihn ein Telegramm nach Hause gerufen, hatte die Zigeunerin doch nicht wissen können. Und das zweite, was man versuchen würde, konnte er sich nun denken. Nämlich ihn zu verheiraten. Allein aus sich heraus hatte ihm das Kosten nicht gesagt. Da stak die willensträftige Mutter dahinter. Die wahrscheinlich schon eine „Braut“ für ihn bereit hielt. Ärgerlich schüttelte er den Kopf — und mußte lachen. Auf das Gerede einer Zigeunerin hören, die ihn nur von seinem Kraftwagen weghaben wollte, damit ihre Stammesgenossen stehlen konnten. . . . Aber was war schon dabei, er hielt dem schwarzhaarigen Weibe noch einmal die Hand hin? Durch Frixlar, dem altstädtlichen hübschen Städtchen mit der gut erhaltenen Stadtmauer, den Türmen, dem Dom, den schönen Fach-

werkbauten am Markt kam er ja immer, wenn er nach seinem Revier fuhr. Er hatte sich schon oft vorgenommen, dort einen Tag zu verbringen, es war aber nie dazu gekommen.

Als er am Sonntag beim Mittagessen seiner Mutter sagte, daß er am Dienstag wieder zur Jagd fahren wolle, der kapitale Hirsch lasse ihm keine Ruhe, hatte sie nicht widersprochen. Nur genickt und leicht hin geantwortet:

„Du mußt ja wissen, ob du für einige Tage vom Geschäft abkömmlich bist!“

Aber ihr Mißtrauen war rege geworden.

Die Gräfin Kamilla Merun, eine geborene Baronesse Höltilin, stammte aus Graz in der Steiermark. Dort hatte sie ihren Mann kennen gelernt, der während des Weltkrieges hinter der Alpenfront deutscher Etappenkommandant gewesen war. Die Höltilins gehörten nicht zu den vermögenden Adelsfamilien Steiermarks, ihre Mitglieder, Beamte und Offiziere, mußten sich zum größten Teil recht bescheiden durch's Leben schlagen. Der Graf Alfred Merun war zwanzig Jahre älter als sie gewesen. Seine Gesundheit ließ zu wünschen übrig. Trotzdem beneideten die Verwandten Kamilla um ihr Glück. Vornehm sah sie aus, aber eine Schönheit war sie nicht. Dazu war die Nase zu groß, der Mund zu klein und die Oberlippe zu kurz geraten. . . . Nierenleidend war der Graf aus dem Felde zurückgekommen.

Das Durcheinander nach Kriegsschluß hatte diesem Manne auch tüchtig zugefegt. 1923 war er gestorben, die Witwe blieb kinderlos zurück. Alfred Merun hatte sich in seinem letzten Willen sehr ritterlich gezeigt. Seine Frau war alleinige Erbin. Hatte nur die Auflage bekommen, dem Familienrate der Grafen Merun jährlich Rechnung zu legen. Der nur eingreifen durfte, wenn sie über die Verhältnisse lebte. Sollte sie jedoch sich wieder verheiraten, fiel Gut und Vermögen an einen Better, der ein Weingut im Rheingau besaß. Sonst blieb die Gräfin unumschränkte Herrin bis zu ihrem Tode.

Kamilla Merun dachte mit keinem Atemzuge an eine Wiederverheiratung. Fast allen Verkehr hatte sie abgebrochen, lebte still für sich und begab sich von Zeit zu Zeit einmal auf Reisen. Man hatte sie gern. Sie verstand es österreichisch liebenswürdig, mit ihren Leuten umzugehen. Wo Not war, half sie. Aber es durfte kein Aufhebens davon gemacht werden. Ein wenig sonderlich war sie ja. Ging gern allein in kurzem Rodenrock, Widelgamaschen, ein grünes Hütel mit Gamsbart fed auf dem linken Ohr durch die Wälder, begleitet von zwei Wolfshunden — und rauchte dazu dicke Zigarren! Aber die erstaunten Gesichter der Leute anfangs hatte der Graf Merun herzlich gelacht, seine junge Frau sich gewundert — und bald fiel es keinem Einheimischen mehr auf.

Im Laufe der Jahre war die Gräfin fest mit Mitteldeutschland verwachsen. Alle Blühträume reiften keinem Menschen. Aus des Lebens Enge war sie durch diese Heirat gekommen. Manche Geldsendung ging an die armen Verwandten in der Steiermark.

(Fortsetzung folgt.)

Die ersten Schneeflocken.

Flaumfedergleich,
Duftig und weich,
Zitternd und leise,
Auf hastiger Reise,
Raum vom Schöpfer erdacht,
Schon zum Fluge erwacht,
Wirbeln taumelnd und fliegend,
Im Grau des Tages sich wiegend,
In neckisch erhabener, großer Gebärde,
Die ersten weißen Flocken zur Erde,
Versuchen durch den rauhen Dezemberwind,
Dessen glitzernde Sterne sie sind,
Das gebeugte, scheidende Jahr zu erreichen,
Das dem Heer der duftigen Flocken muß weichen.
Mia Wielisch.

Weihnacht am Fenster.

Von Walter v. Rummel.

Dicht neben dem Fenster saß er am Schreibtisch und reichte eifrig Zeile an Zeile. In fliegender Hast. Er wollte bis zum Weihnachtsabend damit fertig sein. Schon lag eine Anzahl eng beschriebener Bogen vor ihm. Noch einen und das Werk war getan. Bis dahin würde es auch dunkel und an der Zeit sein, des Festes zu gedenken. Inzwischen aber gönnte er sich bereits eine kleine Vorfreude. Vogelweihnachten. Da die Geseierten seines Gartens mit der Dunkelheit schlafen gingen, war ihnen jetzt schon beschert worden. Draußen vor dem Fenster, vor ihrer gewöhnlichen Futterstelle, der Miniaturholzhütte mit dem weit ausladenden und kräftig hervorpringenden Rindendache stand ein Zwergtannenbäumchen. Seine Zweige zeigten sich mit allerhand Herrlichkeiten behängt. Da waren vergoldete Nusschalen, die eine frische Butterfüllung enthielten, da waren freudig farbige Nektare, überfüllt von welschen Pignolen. Das Brett, auf dem das Bäumchen stand, war mit Speckstücken, Sonnenblumenternen und allerhand Körnerwerk übersät. Schon kam auch aus dem Garten, von der großen Rotbuche, von Eibe und Birke herüber die ganze Vogelgilde lebhaft herangeschlattert. Piepsend hingen sich die Meisen an die Pignolennetze, die Finken und Amseln machten sich um den Stamm herum zu schaffen. Große Freude über die reiche Beschercung, für jeden fiel etwas ab, bevor er nun bald in der kalten Nacht schlafen gehen mußte. Die Vögel ließen sich auch durch nichts in ihrer Seligkeit stören, nicht durch die stetig und langsam herabfallenden Flocken, nicht durch die rasch herabsinkende Dämmerung, nicht einmal durch die Kaze, die im Zimmer neben dem Fenster auf einem Stuhle saß und begehrt nach all diesen ewig kommenden, immer wieder nutzlos entweichenden Festbraten starrte. Kein Vogel kümmerte sich um sie, allzu gut wußten sie, daß ihre lauernde Todfeindin durch Fenster und Glas von ihnen getrennt war.

Nach einem kurzen Blick auf Vögel und Kaze schrie der Einsame eifrig weiter. Aber mitten in seine Arbeit drängte sich der hartnäckige Gedanke hinein, daß im Tierreich jedenfalls der von unbekannter Schöpfungstraft in sie hineingelegte Mordtrieb auch in der heutigen Nacht nicht schlafen gehen würde. Die Kaze fragte Vogel um Vogel auf, wenn sie nur durfte und konnte, die Vögel wiederum hätten, wenn es nur da gewesen, Gewürm und Käfer mit ihren Schnabelspeeren unbeschwert aufgespießt. Und doch waren Kaze und Vögel sicher auch bei dem Wunder von Bethlehem mit dabei gewesen. Die Schrift freilich erzählte nur von Daks und Efel, die in die Krippe geschaut. Aber durch den Stall schlich sich sicherlich auch ein Kater, oben im Gebälk wird ein Schwalben- oder Starenneft gewesen sein, aus dem, von dem großen Glanze gewedt, die Vögel schlaftrunken in den der Welt gewordenen schimmernden Segen gestarrt haben. Oder sollten vielleicht die Tiere von dem herabgetauten Paradiese ausgeschlossen sein? Hatten die Engel doch nur gelungen: „Friede den Menschen auf Erden!“ Nur den Menschen? Nein, wer den Heiland kannte, der wußte, daß dies anders sein mußte. War zufällig kein Wort überliefert, das er den Tieren zum Schutz und zur Freude gesagt, warum hätte sein mildes Herz gerade sie von Liebe und Erbarmen ausschließen sollen?

Und wie stand es mit dem Frieden der Menschen selbst? Von je her war doch ihre einzig gewisse Losung „Mord!“ gewesen! Nie war zwischen ihnen eine schützende Glaswand, gestanden und wenn einmal doch, dann war sie am ersten Tag bereits von grober Faust zertrümmert worden. Lange schon vor dem Christ erschlug Cain den Abel, töteten sich in ungezählten Kriegen, von denen nicht einmal Klang und Name auf uns gekommen, die Menschen hekatombenweise und hielten das noch für ein gutes, verdienstliches Werk. . . . Nach dem Kinde von Bethlehem aber? Nun, da hielt es die Welt nicht gar so viel anders als zuvor. Sie wurde niemals des geringsten guten Willens, ließ immer das, was sie in vielen Schmerzen geboren, in noch mehr Schmerzen, in Kriegen über Kriegen elend verbluten. Dazu machte die Folter die Menschheit wie ein brüllendes Tier aufscheulen und taufend Scheiterhaufen brannten statt aller Weihnachtsbäume. In der alten, verrohten Zeit natürlich. . . . Und heute? Der Weltkrieg? Das, was sie für später nun schon erwägen und bedenken? Wenn sie an einem Tage ganze Völker mit Giftgas vom Erdboden wegrasieren und vertilgen wollen, als ob ihre Mitbürger in Gott nichts anderes als verderbliches Ungeziefer, Ratten und Mäuse wären. Aber selbst ohne Krieg war und blieb nicht einer des anderen Feind? Sprang nicht jeder dem lieben Nächsten an den Hals, ihm die Gurgel zuzubrühen, den Atem auszupressen, das Leben wegzunehmen? Manchmal aus irgend einem Grunde vielleicht, selbstredend einem kleinen oder gar vermeintlichen, zumeist aber nur aus eben der reizenden Mord-

lust heraus, wie sie der prächtigen Menschennatur innewohnt und eingeboren ist. Wenn uns aber der Herrgott nun einmal aus solchem Edelstoffe geschaffen, wie konnte er den Menschen plötzlich ganz anders haben wollen? Wie die grimmigen Teufelsfragen in holdseliges Engellantsche verwandelt zu sehen begehren?

Der Schreibende sah von seiner Arbeit auf. Hatte ihn nicht selbst vor kurzem eine wildgewordene Mute wie eine Schar blutdürstiger Wölfe angefallen und zu Boden zu reißen versucht? Wenn er zufällig nicht getrauscht und gestürzt war, den festen Stand unter den Füßen nicht verloren hatte, Verdienst der anderen war das nicht. Alles, was nur möglich, hatten sie versucht, einen Fall herbeizuführen, hatten mit Lügen, Listen, Verleumdung und was solch herrlichen Geschübe noch mehr ist, nicht gespart und geruht. Keine Stunde nicht, das wußte der liebe Himmel. Und wenn er sich bis heute mannhaft gewehrt, schon der morgige Tag konnte für ihn das Ende bedeuten. Wenn es den Feinden gelang, alle Quellen, aus denen er bisher getrunken, zu vergiften, die klaren Bäche zu trüben oder abzuleiten. Wie dann noch weiter leben? Er konnte sich keinem Zweifel hingeben, er stand noch mitten im schwersten Kampfe.

Freilich heute bereits mochten die anderen verspielt haben. Wenn sie es auch noch nicht wußten, nicht einmal ahnten, erst in ein paar Tagen klagen würden. Den ganzen Tag war er über der Arbeit gewesen, die ihm endgültig zum Siege verhelfen sollte. Wenn diese Bogen da vor ihm aus der Presse heraustamen und in die Welt hinausflogen, lagen seine Gegner im Staube, waren vor allen Leuten für immer gerichtet und erledigt. Es war das letzte Weihnachts, das sie in Freude und Unbekümmertheit feiern gingen, heute und nicht wieder.

Weihnachten! Friede den Menschen, die eines guten Willens sind! Guten Willens? Bösen Willens war er. Wenn die wilde Rote seiner Feinde ihm das aufzwang. Da konnte von gutem Willen keine Rede mehr sein, hätte von keinem Gott verlangt werden können. . . . Und eilig schrieb er in der letzten Dämmerung den letzten Bogen fertig, machte Licht, überlas fiebernd das Ganze und nickte befriedigt vor sich hin. Es war klar und gut geworden wie die Schöpfung nach der ersten Woche. Jeder Satz ein harter Keulenschlag. Alle lagen sie auf dem Boden und waren tot. Mausestot. Speise für das Gewürm und ein stinkender Abscheu den Lebenden.

Er erhob sich, trat an das Fenster, preßte die heißgewordene Stirne an die kühle Scheibe. Draußen war es nun Nacht. Seine Vögel hatten sich längst in ihre Nester verstaut, der Platz der Kaze neben dem Fenster war leer. Nun verließ sie doch in irgend einer Ecke für heute alle ihre Mordgedanken. . . . Und er? Er hielt daran fester als je. Mußte es ja, wenn ihm sein eigenes Leben lieb war.

Zarte Flocken wehten und wirbelten heran, sanken lautlos herab, deckten die um die Zwergfichte verstreuten letzten Körner, deckten alles letzte Schwarz dieser Erde mit lichten, weißen Linien zu. Wenn morgen die Sonne wieder kam, würde die ganze schlechte, mißfarbige Welt ein wunderbares Kunstwerk aus Weiß und Silber sein, licht wie eine erlöste heilige Seele. Und bis es so weit sein konnte, schimmerten hundert Fenster, jedes einzelne wie ein großer, goldener Stern in das Dunkel hinaus. Siehe da. Hinter dem Fenster ihm gegenüber, das bisher dunkel gewesen, entzündeten sich eben die Lichter des Weihnachtsbaumes. Friede den Menschen auf Erden!

Er sah in die Lichter, hörte helle Kinderstimmen, klar und rein, daß jene der Engel von Bethlehem nicht schöner geklungen haben mochten. Auch sie sangen jetzt das sehnsüchtige Lied vom Frieden auf Erden. Aber so alt es war, das Lied, es war doch nichts weiter als ein schönes Märchen und ein duftiger Traum, war und blieb immer eine hold verbrämte Lüge. Lüge wie die ganze gepriesene Kultur der Menschheit, die weiter auch nichts war als eine brüchige Studfassade, die man wollte, wer anders, jede Stunde mit einem Fußtritt herabtragen lassen konnte. Mord und Krieg blieb die Losung, heute und immerdar, von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk!

„Für Welt und Menschheit im ganzen genommen, mag das schon stimmen,“ flüsterte in ihm eine seltsame Stimme. „An dieser Welt ist nicht viel zu halten. Laß sie laufen, laß sie, will sie nicht anders, ihre Irrwege weiter gehen. An irgend einem schrecklichen Tage wird sie wieder in einen Abgrund unendlichen Grauens hineintaumeln, vielleicht gar einmal sich tot stürzen.“

Erstaunt lauschte er auf. Süß wie die Stimme eines Engels sprach es nun weiter. „Darum trenn dich von dem großen Haufen. Vermagst du nicht für immer, so scheide dich von ihm für eine einzige stille Feierstunde. Kommt die Welt als ganzes nicht über die Losung des Mordes hinaus, der einzelne, der die Kraft und Klugheit dazu in sich hat,

